



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2016

literatur nr. 68

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Autorenfoto: Werner Ritt

Coverfoto: Shutterstock 99078332

ISBN 978-3-902901-98-9

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH



→ Kultur, Europa,
Außenbeziehungen



Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“,
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



Johannes Wilschko

Die Anstalt

Leo Wiens Erzählungen aus einer leeren Zeit

Roman

Inhalt

I. WINTER IN DER ANSTALT	11
Zwischenspiel: Die Farbe Weiß	34
II. FRÜHLING IN DER ANSTALT	63
Zwischenspiel: Die Farbe Grün	99
III. HERBST IN DER ANSTALT	135
Zwischenspiel: Die Farbe Braun	180
Leos Herz	180
Ursas Geschichte	193
Großmutter's Tagebuch	210
Arnos Gefangennahme	244
Das verbotene Buch	254
Dr. Wiens Hauschirurgie	262
IV. SPÄTFRÜHLING IN DER ANSTALT	267
Erste Zugabe: Das Mädchen vom See	292
Zweite Zugabe: Wien, baba!	297
GLOSSAR	305

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen und alle Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären zufällig und nicht beabsichtigt.

Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum.

Nietzsche

Also, dieses Lied musst du aber kennen – seine Freundin sah ihm bestürzt in die Augen. Das hat doch jeder gehört in den Sechzigerjahren. Sie wusste schon, dass er, mit einem Anflug von Verzweiflung, den Kopf schütteln würde.

Er hatte das Lied damals nicht gehört. Er meinte, er würde die Melodie schon irgendwie kennen, aber sie klinge halt so ähnlich wie viele andere Songs auch. Wenn er, schon beim Frühstück, Bayern 4 einschaltete, wusste er sofort die Nummer des Hoboken-, Köchel- oder Deutschverzeichnisses und die des BWV sowieso. Das versetzte sie in den ersten Jahren in staunende Bewunderung, später brachte es sie zur Weißglut. Denn mit der Zeit hatte sie herausgefunden, dass er manchmal flunkerte – und sie wusste nie, wann.

Er hatte in den Sechzigerjahren so gut wie nichts Normales gemacht. Hin und wieder, zu später Stunde und nach einigen Gläsern Wein, erzählte er seinen Freunden Geschichten aus jener Zeit und genoss das unglaubliche Gelächter vermischt mit ungläubigem Kopfschütteln, das er damit jedes Mal bei ihnen auslöste. Seine Freunde waren keine Österreicher, schon gar nicht Wiener, und sie bestanden darauf, dass sich diese Begebenheiten – vielleicht – vor hundert Jahren zugetragen haben könnten, aber doch nicht in seiner Jugendzeit, derselben Zeit, in der sie sich die erste Lederjacke gekauft und in der Disco mal kurz überlegt hatten, wie man Gaby anquatschen könnte. Sie einigten sich dann regelmäßig darauf, dass diese Dinge eben nur in Wien stattgefunden haben konnten. Das bestätigte er gerne – mit einem warmen Gefühl im Herzen,

in dessen Mitte ein Grauen noch immer froh war, vom Lachen übertönt zu werden.

Eines Abends im November beschloss er diese Geschichten aufzuschreiben. Er zog sein Brennglas hervor. In diesem spiegelte sich alsbald kopfunter seine ganze kleine damalige Welt. Diese Welt schwamm in einer Zeit, für die er (in Geschichte war er ziemlich bewandert) den Namen »Vormai« erfunden hatte. Denn erst im Mai 1968 hatte diese Zeit und mit ihr seine Welt umzustürzen begonnen. Auf diese Weise war auch er auf die Füße gekommen – letztlich.

Nach einer Weile, in welcher sein Schauen die Spiegelungen überwand und durchdrang, erblickte er die Details und sah sich herumleben im engen, strengen Geviert jener Tage. In jeden Winkel lenkte er durch die Linse das Licht, und sie spitzte es zu einem versengenden Strahl zu, der die verlorene Leere aufleuchten ließ und die Demütigungen wegbrannte. Heraus ätzte er Miniaturen über ein Aufwachsen im Vormai Wiens, einer Stadt, die ihm damals unbekannt geblieben war.

Dass diese Präparationen auch Grünes zum Vorschein brachten, machte ihn froh: ländliche Zwischenspiele sozusagen, Inseln, auf denen er atmen und sich ein wenig ausruhen konnte. Das Bräunliche darunter fühlte er zwar schon früh, aber es sollte Jahre dauern, bis er es freigelegt hatte.

Und es erschien ihm wie ein Wunder, dass ihm in jener trostlosen Zeit ein Mädchen . . . , er nannte es: ins Leben geschenkt worden war. Von ihr durfte er träumen . . .

»Leo« schrien die Kinder so laut sie konnten, wenn sie den Baum erreicht hatten, der sie davor schützte, gefangen zu werden. Jedenfalls damals, in den vorrevolutionären Sechzigerjahren. Auch in der Anstalt schrien das die Knaben, aber dort nützte es nichts. Anstaltshalber war ein solcher Baum nicht vorhanden.

Deshalb nannte er sich selbst Leo – und Wien, denn wo sonst wäre es so zugegangen.

I.
WINTER
in der Anstalt

Leo Wien war elfeinhalb Jahre alt. Ein blasser Knabe, länger als die anderen Buben und dünner. Seine Eltern verlangten, die Haare kurz zu halten, und einmal in der Woche, nach dem abendlichen Kopfwaschen, zog er, wie sein Vater, den Rest eines Laufmaschenstrumpfes der Mutter – das Ende zusammengeknotet wie ein Wurstzipfel – über den Schädel, »damit die Haare nicht fliegen«. So kopfbedeckt legte er sich dann ins Bett, in der Hoffnung, Mutters Strumpf würde nicht verrutschen.

Beim Einschlafen hatte Leo Wien die Angewohnheit, Musik zu hören. In jener Zeit liebte er die Wassermusik am meisten und daraus besonders die *Air*. Die hatte ihn ziemlich genau ein Jahr zuvor zum ersten Mal unverhofft angeweht – ein Windhauch, der das in Leo Verrückte sanft ergriffen und an seinen Platz zurückgebracht hatte, wenigstens für ein paar Minuten.

Es war noch im alten, verwinkelten Haus, in dem man nach dem Zubettgehen mitbekam, wo sich die Eltern aufhielten, weil die Zimmer einander so gemütlich nah waren. Nur im Sommer, wenn Leo schlafen gehen musste, bevor die Sonne untergegangen war, und die Eltern im Garten Blumenbeete gossen, wanderte er heimlich von Fenster zu Fenster, um zu überprüfen, ob sie noch da wären. Denn es kroch eine Angst in ihm herum, sie könnten plötzlich verschwinden und ihn allein zurücklassen. An den langen dunklen Winterabenden aber verließen die Eltern das Haus nicht, und eines Abends hörte er aus dem Wohnzimmer wunderbar dahinströmende Musik. Er schlüpfte aus den Federn, schlich auf Zehenspitzen zur Zimmertür, öffnete sie leise und spähte durch den Spalt. Sein Vater saß versunken im Fauteuil. »Was ist das für eine Musik?«, flüsterte Leo. Vater winkte ihn zu sich, er kletterte auf seinen Schoß,

schloss die Augen und Vater erzählte ihm von London und der Themse und von Flößen, die durch die Sommernacht gleiten – darauf ganze Orchester im Schein unzähliger Fackeln ... die Luft erfüllt von festlicher Musik ... zu Ehren König Georgs ... Leo schlief ein und Vater musste ihn irgendwann zurück ins Bett getragen haben. Seither war ihm die *Air* ein die inneren Wellen glättendes Wiegenlied.

In der kurzen Pause zwischen *Air* und *Bourrée* drückte Leo die Stopptaste des Spulentonbandgerätes Marke Hornophon, dann rollte er sich sofort zusammen und fing an zu hutschen.¹ So wie Händel ließ ihn auch das rhythmische Hin und Her seines Körpers, den Kopf geborgen in seinen Armen, das Denken vergessen und wiegte ihn in den Schlaf. Er freute sich auf seine Träume.

Schon in diesen jungen Jahren wusste er, dass mit dem gleichförmigen Schaukeln des Körpers (sein Vater, Arzt, sagte, es hieße *jactatio*) Anstaltspatienten sich Sicherheit verschafften und Zeit vertrieben. Bin ich auch so einer?, fragte sich Leo Wien deshalb beim Einschlafen.

»Wien!«, brüllte eine Männerstimme hinter ihm. Er zuckte zusammen, wusste aber gleichzeitig, dass der Brüller ein Arsch-, ein gefürchtetes, -loch war. Er hatte kurz zuvor dessen speckigen Sakkoärmel an seinem Gesicht sich vorbeischieben gesehen und mit Grausen verfolgt, wie sich die Hand ein fetttriefendes Wiener Schnitzel gegriffen hatte, und er hörte jetzt das Kauen hinter sich.

»Aufstehen!«

Er stand auf. Vor ihm ein Tisch, hinter ihm ein Stuhl und hinter diesem die schmatzende Figur, sonst vibrierende

Stille im Saal. Dreihundertachtzig Buben rührten sich nicht.

Er befand sich im Speisesaal der Anstalt, in der er Zögling Nr. 331 war. Während der Suppe herrschte Sprechverbot. Ein geflüsterter Witz hatte Zögling Trottinger, der ihm gegenüber am Tisch saß, so sehr zu unterdrücktem Lachen getrieben, dass eine Suppennudel aus einem seiner Nasenlöcher herausgekommen war. Leo Wien hatte laut kichern müssen.

»Setzen«, flüsterte es hinter ihm. Das Summen der dreihundertachtzig Knabenstimmen (minus seiner eigenen) erfüllte sofort die Stille des barocken Saales und jeder (außer ihm) holte nun sein Schnitzel auf den Teller – die meisten mit Vorlegebesteck.



Leo Wien war erst einige Monate in der Anstalt. Die erste Klasse des Gymnasiums hatte er in seinem Heimatort, einem Städtchen südlich von Wien, besucht. Aber als er vom Wandertag zurückgekommen war und seinen Eltern erzählt hatte, er habe als Letzter gehen und mit einer Haselrute dafür sorgen müssen, dass kein Schüler zurückblieb, und als seine Eltern gesehen hatten, dass er mit den Tränen kämpfte, während er von Mitschülern berichtete, die mit lebenden Weinbergschnecken ein Zielschießen auf Baumstämme veranstaltet hatten, beschlossen sie, diese Provinzschule sei zu primitiv für ihren Sohn. Also brachten sie ihn in die Anstalt nach Wien.

Anlässlich dieses Ereignisses übermittelte ihm ein steinalter Großonkel, der im Jahr 1912 in ebendieser Anstalt

¹ Wenig gebräuchliche oder nur regional übliche Wörter werden im Glossar am Ende des Buches erläutert.

maturiert hatte, ein Buch über dieselbe, das in ebendiesem Jahr erschienen war. Zwischen einer Art Ahnengalerie furchteinflößender adliger Anstaltsleiterantlitze und bräunlichen Fotos von fechtenden, reitenden, exerzierenden und körbeflechtenden Knaben, soldatenhaft uniformiert, stieß Leo glücklicherweise auch auf das Gedicht eines ehemals berühmten Anstaltspoeten, das ihn ob seiner Lächerlichkeit über den Ernst der Lage hinwegtröstete:

*Und du, beglückter Ort, wo Kaiser einst gewohnt,
Nun aber Künste bau'n und Witz und Weisheit thronet,
Wo Deutschlands Adel itzt in schönsten Zweigen blüht,
Und aus Theresiens Huld die fett'ste Nahrung zieht,
Und du bist mein Parnasß, . . .*

Und er hoffte zaghaft, dass das ihm unbekanntes Wort »Parnass« so etwas wie Himmelreich auf Erden bedeuten könnte, gleichzeitig ahnte er nichts Gutes hinsichtlich des Anstaltssessens.

Weinend kam er am Ende des ersten Tages nach Hause zurück. Er war vom Klassenlehrer aufgerufen und gefragt worden, was er als Nächstes zu tun habe. Er war aufgestanden, in der dritten Reihe rechts außen und zu groß für sein Alter, und hatte geantwortet, dass er sich in der Pause dem Erziehungsleiter vorstellen müsse. Und dabei hatte er den tschechischen Namen dieses drittwichtigsten Mannes der Anstalt – nach dem Kurator, einem Grafen mit italienischem Namen, und dem Direktor, einem Hofrat mit französischem – falsch ausgesprochen. Die ganze Klasse war mit Gelächter über ihn hergefallen, und der Klassenlehrer hatte süffisant den Mund verzogen.

Dass dieser Erziehungsleiter der Schnitzelgreifer sein würde, wusste er damals noch nicht.

In den vier Klassen der Volksschule und auch in der ersten Klasse des Provinzgymnasiums hatte er immer nur Einser gehabt. Nun musste er sich an Vierer und Fünfer gewöhnen, denn er befand sich in einer Eliteschule. In *der* Eliteschule (ganz Wiens, ganz Österreichs – *der ganzen Welt*). Dass man die Lehrer mit »Herr Professor« (eine Frau Professor gab es nicht) anzusprechen hatte, kam ihm damals noch nicht lächerlich vor (es ist Usus in Österreich), aber dass hier der Klassenlehrer nicht nur Klassenvorstand genannt wurde (das ist ebenfalls Usus in Österreich), sondern ein »Ordinarius« war, und er »Zögling« und nicht Schüler, und dass die Kindergruppe, mit der er die Nachmittage zu verbringen hatte, »Kamerate« hieß, musste ihm erst ins Hirn und über die Lippen. Schlimmer noch war, dass er von einem Tag auf den anderen nicht mehr Leo, sondern »der Wien« hieß und dass er die anderen Knaben (Mädchen gab es keine) mit Krautsdorfer oder Klausberger anreden musste. Noch Jahre später irritierte es ihn, wenn ein Mensch, nach seinem Namen gefragt, vor dem Rufnamen den Familiennamen nannte oder mit Huber Heinz unterschrieb – was auf dem Land noch häufig vorkam, als wäre dieser Mensch eine Karteikarte oder ein Anstaltszögling.

Wer Leo war, drohte ihm abhandenzukommen.



Leo Wien hielt die linke Hand eines Mitzöglings. Vor ihm Mitzöglingspaare, hinter ihm Mitzöglingspaare. Man musste ziemlich im Gleichschritt gehen, um nicht zu stol-

pern. Die Zweierreihe marschierte auf und ab. Auf einem Betonstreifen. Man durfte sich unterhalten, aber Leo Wien wusste nicht, worüber. Vorneweg marschierte ein Erwachsener, der Präfekt. Er war bestenfalls Mitte zwanzig, hieß aber *Professor* Kümmerling. Die Zweierreihe schritt an älteren Zöglingen vorbei und zwischen ihnen hindurch. Die durften schon herumstehen. Aber die Zweitklässler, die mussten wie die Erstklässler auf- und abmarschieren.

Der Betonstreifen. Ein Niemandsland zwischen dem Anstaltsgebäude und dem Anstaltspark. Ihn durfte man nicht verlassen. Wegen der Internatsschuhe. Leo Wien hasste sie: Hybride aus Straßen- und Hausschuhen, oben schwarzes Leder mit Schnürsenkeln, unten Filzsohle. Und die durfte nicht schmutzig werden. Der Betonstreifen garantierte die Sauberkeit, die Zweierreihe die Ordnung. Das Marschieren diente der Gesundheit. Körper, Geist und Seele für den – gehobenen – Dienst am Staat auszubilden, dem hatte sich die Anstalt seit gut zweihundert Jahren verschrieben.

Kam man morgens um sieben Uhr fünfundvierzig durch das Anstaltstor herein, strebte man der Garderobe zu, einem halbdunklen Gewölbe, das um sieben Uhr fünfundfünfzig mit Gittertoren versperrt wurde. In diesen wenigen Minuten wühlte sich Leo Wien jedes Mal durch eine stoßende und zerrende Mantel- und Knabenmasse zu seinem Hakenplatz, übergab diesem seine persönliche Fußbekleidung und steckte die Füße ins Anstaltsschuhwerk.

Erstarb das Garderobenknabengejohle mit einem Schlag, wusste Leo, dass der Herr Erziehungsleiter sich wie aus dem Nichts vor den Gittertoren aufgepflanzt hatte: Antreten und Internatsschuhe vorzeigen! Glänzten sie nicht, ... Leo Wien hatte vergessen, was dann geschah, nur eine vage

Beklommenheit lebte als Widerhall in ihm fort. Die Folgen der Fingernägelkontrolle waren ihm aber noch gut in Erinnerung. Leo Wien hatte immer schwarze Ränder unter den Fingernägeln. Er wurde in den Waschraum geschickt. Der war der Garderobe benachbart, ein finsterner, feuchtkalter Raum, gekachelte, mit Waschbecken in Reih und Glied. Leo Wien ekelte vor dem Geruch und dem Aussehen der dort hängenden Seifen – abgewetzte, gelbliche Walzen, durchzogen von schwarzen Rissen –, die man melken musste wie Kuhzitzen.

Haare über dem Hemdkragen, drei Millimeter genügend, wurden ganztags geahndet. Den Canossagang zum Anstaltsfriseur musste Leo dank Mutters Strumpfhäube allerdings niemals antreten. Aber er wurde einmal dazu verpflichtet, einen anderen Zögling dorthin zu eskortieren. Der Haarschneider, ein uraltes, krötenköpfiges Männchen, amtierte in einer sehr entlegenen Ecke des weitläufigen Anstaltsgebäudes. Sein nichtelektrifiziertes Schergerät ließ eine Haarkappe stehen, die, hätte man ein Barett getragen, darunter vollständig verschwunden wäre. Nach fünf Minuten war alles vorbei.



Leo Wien hatte seinen Platz irgendwo in den Bankreihen neben irgendwem. Er konnte gut über die vor ihm sitzenden Zöglingköpfe hinweg den Professor beobachten, der außerordentlich bedächtig und ohne eine Miene zu verziehen im roten Büchlein blätterte, in welchem jedem Schüler eine Doppelseite zum Eintragen der Schularbeits- und Prüfungsnoten gewidmet war. Die Lautlosigkeit angehaltenen

Atems, die im Klassenzimmer zwischen den gesenkten Blicken zitterte, wurde in unregelmäßigen Abständen von jenem zarten Geräusch unterbrochen, das durch das Fingerabschlecken des Professors verursacht wurde. Mit feuchtem Finger ließ sich's besser umblättern.

Für Leo Wien war es eine lebensentscheidende Frage, ob die Seiten des roten Büchleins von rechts nach links oder von links nach rechts gewendet wurden. Geschah Ersteres, konnte er sich entspannt zurücklehnen, denn bis zu »W« wurde äußerst selten durchgeblättert. Da erwischte es fast immer einen anderen. Begann das Blättern verkehrt herum, verkrampte sich sofort sein Magen und im ganzen Körper verbreitete sich diese geradezu vernichtende Leere. Nun würde sich Unglück oder Glück in wenigen Sekunden entscheiden. Nur einer kam in diesem Fall vor ihm, der Sohn eines Strumpffabrikanten aus der tiefsten Provinz, kein guter Schüler, und obwohl Vornamen nicht gebräuchlich waren, wusste Leo, dass er Adolf hieß.

Diesmal fing der Herr Professor von hinten an zu blättern und Leo machte das ausnahmsweise nichts aus. Im Gegenteil. Sie hatten Deutsch, und in dieser Deutschstunde durften sie immer, weil es Freitag und die letzte Schulstunde des Tages war, etwas lesen, laut und einer nach dem anderen einen Absatz. Es war das erste größere Stück echter Literatur, das durchgenommen wurde. Zu Beginn jeder dieser Lesestunden wurde gewöhnlich ein Schüler aufgerufen, musste sich erheben und eine Inhaltsangabe der zuletzt gelesenen Seiten aufsagen. Die meisten Schüler blieben stumm stehen oder begannen zu stottern, denn sie konnten sich an nichts erinnern oder hatten Ausdrucksschwierigkeiten.

Das waren die Momente, in denen Leo Wien brillieren konnte. Erstens wurde auch daheim Wert auf dialektfreies

Sprechen gelegt und zweitens hatte er Theodor Storms Erzählung schon mehrmals von vorn bis hinten gelesen, im Bus zur und von der Anstalt und zu Hause im Bett. Denn er war verliebt – in Lisei, die Freundin des *Pole Poppenspüler*. Wenn er deren Namen laut vor der Klasse aussprechen musste – nein, durfte –, versuchte er durch kräftiges, wenngleich lautloses Schlucken die in ihm aufsteigende Röte hinunterzudrücken.

Leo Wien wurde überblättert, ein anderer Schüler aufgerufen, und der wusste nichts vom blonden Paul und der schwarzmähnigen Lisei. Leo blieb nichts anderes übrig, als sich aufs Mittagessen zu freuen.



Leo Wien aß eigentlich alles gern. Außer den Anstaltssalat, der in gezuckertem Essigwasser ertrank. Und außer dem, was diesmal serviert wurde: Rollgerstelsuppe (schleimige Getreidekörner schwammen in mehligter Flüssigkeit) und Blunzen (Schweineblut, durchs Kochen dunkelbraun gestockt, und Speckwürfel, die wie weißliche Maden darin hausten, wurden in eineinhalb Zentimeter dicken Scheiben in Öl herausgebraten). Derartiges Essen übergab er seinem Tagebuch. Hätte er zeichnen können, er hätte die Tagebucheintragung mit einer Karikatur des selten sichtbaren, grauen und griesgrämigen Gesichts des Anstaltsküchenleiters illustriert. Leo begnügte sich damit, dessen unangenehm klingenden Namen auf der Zunge zergehen zu lassen, als Mehlspeis sozusagen, und dabei fiel ihm ein, dass vor dem Krieg angeblich Knaben Semmelknödel in der Anstaltskapelle zu einem kanonenkugelartigen Haufen

aufgeschichtet hatten – wegen ihrer chronisch steinharten Konsistenz. Auch das Essen schien sich nicht geändert zu haben, dachte Leo Wien.

Nach dem Essen, in der zweistündigen Freizeit, hielt man sich (bei Schlechtwetter, also im Winter oft) im selben Klassenzimmer auf, in dem man schon vormittags fünf Stunden gegessen hatte. Dieselben Bankreihen, dieselben Holzsessel, die in der anstaltseigenen Tischlerei wieder zusammengeleimt wurden, wenn man sie, trotz Verbots, durchgeschaukelt hatte, derselbe Herr Jesus und derselbe Herr Bundespräsident als einziger Wandschmuck. Als Letzterer einmal, ein einziges Mal, ausgewechselt wurde, freute sich Leo Wien über die Veränderung. Um halb vier begann das *Studium*, wiederum sitzend, wiederum im selben Klassenraum.

Im Herbst, als sie mit Professor Kümmerling in der Freizeit noch ins Freie durften, spielten sie jeden Nachmittag Völkerball. In Zweierreihen marschierten sie auf die Wiese im oberen Teil des Anstaltsparks, markierten ein Spielfeld und dann schossen sie sich mit einem Lederball gegenseitig ab. Wenn man in der Lage war den Ball zu fangen, hatte man überlebt. Da viele dicker waren als er und er gut im Fangen war, wurde Leo Wien nicht übermäßig oft totgeschossen, und deshalb spielte er, obwohl schlecht im Abschießen, gern Völkerball.



Jeden Donnerstagabend durfte Leo Wien zu Hause mit seinen beiden Geschwistern *Alle Neune* hören, eine Radiosendung mit Witzbold Hiller. Leo, er war der Älteste,

gewann das geschwisterliche Rateduell immer, außer Vater machte mit, der alles wusste. Nun, dieser Hiller hatte einen Sohn, und der ging in Leos Klasse.

Wo auch immer Hiller jun. herumstand, wie auch immer er sich bemühte, ein netter Kerl zu sein, er wurde gehänselt, provoziert und gequält. Leo Wien hielt sich abseits und wunderte sich, wieso man es gerade auf diesen Knaben abgesehen hatte. Eigentlich war nichts Besonderes an ihm. Da er die Regel, die einen zu einem derart Gedemütigten werden ließ, nicht herausfinden konnte, hatte Leo Wien Angst, es könnte eines Tages auch ihn erwischen. Diese Befürchtung wurde an dem Tag virulent, an dem Hillers Platz in der Klasse leer blieb. Sie hatten ihn gewissermaßen zu Tode gequält.

Leo Wien ging deshalb allen aus dem Weg, und so trafen sie ihn nie. Er schlich lieber die Wände entlang und wartete, bis der Tag vorbei war. Auf diese Weise hatte er schon zu Beginn seines ersten Anstaltsjahres zwei lebensbedrohliche Situationen, wie ihm schien, überstanden.

Leo Wien gehörte der Minderheit der Evangelischen an. Außer ihm gab es drei davon in seinem Jahrgang. Wenn Hochwürden, ein eunuchenhafter Mensch im schwarzen Talar, die Klasse betrat, verschwanden die drei und er und hatten eine Freistunde. Die verbrachten sie in irgendeinem leer stehenden Klassenzimmer.

Alle drei Knaben und er waren blond und sahen evangelisch aus. Leo Wien hatte schon immer den Eindruck gehabt, er würde evangelische Kinder von katholischen unterscheiden können. Erfreut über die erste Freistunde und darüber, endlich mit nur ganz wenigen und irgendwie gleichgesinnten Kindern zusammen zu sein, ging er den dreien hinterher. Die steckten, im leeren Raum ange-

kommen, in einer Ecke die Köpfe zusammen. Leo empfand schmerzlich, dass er nicht dazugehörte. Da trat einer der drei vor ihn hin: »Wenn du einer von uns sein willst, musst du dich mit uns schlagen. Such dir einen von uns aus.« Leo Wien tastete, ohne sich zu bewegen, nach der Tür hinter sich. Er versuchte geradeaus zu schauen und es war ihm sofort klar, dass er, wenn schon, den Größten wählen müsste. In derselben Sekunde brach der Mut dazu in ihm zusammen. Er drückte sich in eine Nische und sah durch die Fensterscheibe in einen Herbstvormittag, der vor seinen Augen verschwamm. Regen-schlieren trübten das Glas und seine Augen standen voller Tränen. Er schämte sich, dass er an seine Mutter denken musste.

Die Blondköpfe ließen ihn in Frieden und es dauerte nicht allzu lange, bis er trotzdem von ihnen geduldet wurde.

Einem Zögling entkam Leo jedoch nicht. Jeden Samstag nach der letzten Schulstunde, bevor er nach Hause durfte, musste Leo sich einem Ritual unterwerfen. Ein dicker Knabe mit nicht ganz gleich langen Beinen befahl ihm, sich rücklings auf den Fußboden zu legen, die Arme nach links und rechts ausgestreckt. Liegend gekreuzigt sozusagen. Der Dicke kniete sich auf seine Oberarme, sein fettes Gesicht grinste auf Leo herab. Dann begann er mit dem, was er Muskelreiten nannte. Höllisch weh tat das.

Leo wunderte sich darüber, dass er sich das gefallen ließ. Einmal, im Anstaltspark, hatte ihn einer von hinten heftig in die Hüften gefasst; reflexartig hatte Leo nach einem zufällig daliegenden Ziegelsteinbruchstück gegriffen und es auf den Angreifer geschleudert. Der wurde am Kopf getroffen und brach zusammen. Als ihn einer mit dem gesamten Inhalt eines Tintenfassers übergoss, rastete Leo aus

und schleuderte ihn in eine Ecke des Klassenzimmers. Die Wucht, mit der dieser an der Wand aufprallte, erschreckte ihn. Leo, der Größte in der Klasse und der mit der längsten Reichweite, war gefangen gehalten von der Fantasie, dass, wenn er einmal zuschläge, seine Faust die Rippen des Gegners durchbrechen würde. Würde sie in dessen Brustkorb stecken bleiben? Und dann, das Herz? Lieber gar nicht erst ausprobieren, dachte er.



Im *Studium* herrschte Silentium. Man saß im Vormittagsklassenraum und machte seine Hausaufgaben. Vom Lehrertisch aus überwachte der Präfekt die Stille. Musste man aufs Klo, zeigte man auf, wurde aufgerufen und sagte: Herr Professor, bitte, ich muss aufs Klo. Meistens wurde es gestattet.

Mit angezogenen Ellenbogen saß Leo Wien neben seinem Banknachbarn. Tief im Kreuz beständig wohnende Wehmut stieg Wirbel für Wirbel herauf bis in Leos Hals und weiter, hinein in seine Augen. Wie vertraut war der Weg von der Schule nach Hause gewesen. Mit seinem roten Fahrrad. Von der alten Schule ins alte Zuhause, einer gemieteten Villa aus der Jahrhundertwende, die einen, wenn man ihr durch das buchsbaumgesäumte Gartentor entgegenkam, empfangen und aufgenommen hatte in ihr dunkles, irgendwie unergründliches Innenleben. Bald nach dem Schulwechsel waren sie in ein in kubische Teile auseinanderfallendes Flachdachgebäude umgezogen, mit glatten Einbaumöbeln aus hellem Holz. Das neue, das eigene Haus.

Leo beschloss – während er den Anschein erweckte, im Englischbuch zu lesen –, sich in Gedanken an seinen ehemaligen, von Vater mit einem Gasbrenner eigenhändig abgeflammt, fast schwarzen Klappschreibtisch zu versetzen. Vor ihm an der Wand eine große Europakarte, eineinhalb mal eineinhalb Meter. Die Staatsgrenzen waren als ein Zentimeter breite verschiedenfarbige Bänder aufgemalt, die Hauptstädte als schwarze fünf Millimeter dicke Punkte. In den leeren weißen Flächen in Schönschrift die Namen der Staaten und Städte. Das Deutsche Reich, das größte Land und in der Mitte, und Ostpreußen waren blutrot umrandet. Von Österreich war nur Wien als schwarzer Punkt übrig geblieben. Leo wusste, dass diese Landkarte irgendwann vor vielen Jahren von Tante Käthe mit Tusche und Wasserfarben angefertigt worden war. Versunken in das fast leere Wandgemälde lehnte er sich zurück. Der Klang der Wörter eröffnete die Welt – und leichtfüßig wanderte er von Berlin nach Königsberg, nach Litauen, Lettland und Estland, besuchte Wilna, Riga und Reval. Bilder, wie es dort aussehen mochte, entstanden in ihm wie von selbst.

Geografie war Leos Lieblingsfach. Er klappte das Englischbuch zu, holte ein großes Heft ohne Zeilen und den Österreichischen Schulatlas hervor und widmete sich, statt Englisch zu lernen, einer Fleißaufgabe, die der Geografieprofessor empfohlen hatte, um sich einen garantierten Einser zu verdienen: mit Buntstiften eine physische Karte des Balkan zu zeichnen. Vor nicht allzu langer Zeit hatten ja viele dieser Landstriche noch zu Österreich gehört. Alle Farben durften da hinein: Blau für die Flüsse und das Meer, Grün und Gelb für die Ebenen und alle Schattierungen von Braun für die Gebirge. Nach zwei Stunden hatte Leo das

angenehme Gefühl, ein kleines Kunstwerk hergestellt zu haben. Danach begann er alle fünf Minuten unauffällig auf seine Armbanduhr zu schauen.



Um halb sieben nämlich durfte Leo Wien aufstehen, leise seine Schulsachen zusammenpacken, still grüßend die Klasse verlassen und den Schuldiener, Herrn Hartfried Hammer, aufsuchen, um ihn zu bitten, das Garderobengittertor aufzuschließen. Leo Wien hatte das Privileg, eine halbe Stunde früher als die anderen die Anstalt verlassen zu dürfen – um den Autobus zu erreichen, der ihn nach Hause in seine Schlafstadt bringen würde.

Er streifte die Schuhuniform ab, stellte sie ordentlich an ihren Platz, schlüpfte in sein persönliches Schuhwerk und in seinen Mantel und erreichte unter dem müden Licht der Korridorbeleuchtung im Eilschritt die Portiersloge. Er warf einen flüchtigen Blick durch die dicke Glasscheibe, um festzustellen, ob er diesmal den Beinamputierten oder den Armamputierten zu grüßen hatte; Uniformschirmmütze trugen beide und beide grüßten niemals zurück, Kriegsinvaliden sozusagen. Leo nickte kurz mit dem Kopf, und der linke Arm des Uniformierten begann sich sichelartig auf eine Taste zuzubewegen. Es schnarrte leise – und die Anstaltspforte ließ sich öffnen. Draußen war er, und er machte sich auf den Weg zur Bushaltestelle.

Es empfingen ihn die Geräusche des Großstadtverkehrs und die kalte Luft der Winternacht. Obwohl es erst kurz nach halb sieben war, ließen der lange, hinter ihm liegende Tag und die Dunkelheit kein Abendgefühl in ihm auf-

kommen. Er ging immer ziemlich rasch die damals noch verfallene Nordflanke des Anstaltsgebäudes entlang (»hier haben nach dem Krieg die Russen gehaust«), auch deshalb, weil er ein paar Minuten übrig behalten wollte, um sich im Zuckerlgeschäft umschaun zu können. Hier entschädigte er sich für sein, wie ihm schien, entbehrungsreiches Leben, und er kostete im Lauf der Zeit alle Süßigkeiten durch. Als er einmal um zehn Deka Rumkugeln bat, bekam er sie altershalber nicht, und er schämte sich, dass er sie überhaupt hatte haben wollen. Obwohl er sein Taschengeld sorgfältig einteilte, musste er ab und zu seinen Eltern weismachen, er brauche zehn Schilling für die Klassenkasse, und, ganz selten, nahm er ein paar Münzen aus Mutters oder Vaters Portemonnaie.

Die Pralinenfrau schien auf ihn als letzten Kunden zu warten, denn eigentlich war um halb sieben Geschäftschluss. Manchmal kam er zu spät. Dann war das abendliche Glück, dem tagsüber keines vorausging, mit einer grauen Wellblechjalousie verschlossen.

Die Abkürzung durch den kleinen Park nahm er nicht (»hier haben sich nach dem Krieg dunkle Gestalten herumgetrieben, Schwarzmarkt und so«) und daher erreichte er den Bus erst knapp vor der Abfahrt. Der Fahrer, der zugleich der Schaffner war, riss eine Fahrkarte vom Block und zwickte mit automatenhafter Geschwindigkeit fünf runde Löcher zielgenau in die winzigen, dafür vorgesehenen Kästchen. Diese Behändigkeit faszinierte Leo unheimlich und wie in einem Kinofilm sah er sich das präzise Löcherzwicken üben.

Leo Wien suchte sich immer einen Fensterplatz in einer leerstehenden Sitzbank. Wenn keine frei war, stand er lieber, vorn, neben dem Fahrer, hinter der Windschutz-

scheibe. Dort zu stehen war eigentlich verboten, aber er wagte es trotzdem, und die Fahrer gewöhnten sich an ihn. Leo beobachtete genau das elegante Drehen des riesigen cremeweißen Lenkrades und das häufige Betätigen des Schalthebels. Er fand nie heraus, wie viele Gänge der Bus eigentlich hatte, und er war froh über das Schild »Während der Fahrt ist es verboten, mit dem Fahrer zu sprechen«. So musste er nicht danach fragen.

Schon in den ersten Tagen prägte sich Leo die Strecke, die die Anstalt von seinem Zuhause trennte, sehr genau ein. Bald kannte er jede Kurve und jede Ampel, an der der Bus vorbeifuhr (so viele gab es damals noch nicht), und mit der Zeit auch die Reihenfolge der Geschäfte (deren Fassaden finster waren, da es damals noch kaum Neonreklame gab). Nach zwanzig Minuten lag die Stadt hinter ihnen, und nun konnten sie schneller und ohne anhalten zu müssen durch die Nacht heimwärts fahren.

Um zehn nach halb acht wurde Leo von seinem Vater an der Haltestelle Wienerstraße abgeholt. Leos Familie wohnte ein paar Kilometer von dort entfernt am Rand des zum Kurpark gehörenden Waldes. Sobald der Bus die letzte Kurve durchfahren hatte, durchbohrten Leos Augen ängstlich die Dunkelheit, um festzustellen, ob die beiden roten Rücklichter von Vaters Wagen zu sehen waren. Regelmäßig beschlich ihn nämlich die Angst, niemand würde ihn abholen und er stünde da, allein in der Finsternis – vielleicht würde dann niemals jemand kommen und er ginge verloren in der Welt.

Zu Hause gab es Abendessen, und danach hatte Mutter alle Hände voll zu tun, die drei Kinder in die Badewanne, zum Zähneputzen und ins Bett zu bringen. Ausreichender Schlaf in frischer Luft (auch im Winter blieben die Fens-

ter offen) und im gesunden Bett (mit harter Matratze und dünnem Rosshaarpolster) waren ihr ein Herzensanliegen.

Leo wartete, bis seine Geschwister in ihren Schlafzimmern verschwunden waren und er mit seiner Mutter im Badezimmer allein war. Dann stürzte in ihm etwas zusammen wie ein Zelt, Tränen brachen aus ihm heraus und gleichzeitig wusste er, dass es kein Entrinnen gab. Denn es schwebte ein Satz über seinem Leben und manchmal senkte er sich wie ein schweres Joch auf ihn herab: *Das Beste, das wir dir mitgeben können* – Leo wich den sorgenvollen Augenpaaren Vaters und Mutters aus – *ist Bildung; die kann dir keiner wegnehmen*. Und eine bessere Anstalt gab es einfach nicht. Immerhin, Mutter sah ihn teilnahmsvoll an und hatte feuchte Augen – und das war schon ein kleiner Trost.



Kaum war Leo Wien im Bett, fädelt er *Hänsel und Gretel* ins Tonbandgerät ein und ließ die Spule bis zur Hälfte vorlaufen. Er wollte den Sandmann hören und das Gebet über die vierzehn Englein. Gut, dass das in der Anstalt niemand wissen konnte. Welcher Zögling hatte schon eine Ahnung davon, in welche Höhen Engelbert Humperdinck (nicht der grinsende Schlagersänger, sondern Richard Wagners Schüler) dieses Kindermärchen mit seiner Musik emporhob! Und welcher Wiener Anstaltsknabe durfte so wie er mit seiner Schwester in der Abenddämmerung durch das Hochmoor und den finstern Bergwald hinauf zur Alm Milch holen bei Mariedl, der Sennerin, die im lichtlosen Kuhstall den Kittel hob in Ermangelung eines eigenen Aborts?

Der Duft von Nadelwald und Fichtenharz in frischer Gebirgsluft verbreitete sich in Leos Nase. Im Jagdhaus des Onkels hatte Leo mit Mutter und den Geschwistern, wie in jedem Jahr, die Sommerferien verbracht, und Vater, der an den Wochenenden zu Besuch kam, hatte die Tonbandaufnahme von Hänsel und Gretel samt Hornyphon mitgebracht. Um dieses versammelten sich abends alle, und als endlich auch Leos kleiner Bruder den Mund hielt, drückte Vater auf die Starttaste. Zur allgemeinen Überraschung ertönte nicht Musik, sondern Vaters Stimme, geheimnisvoll: *Die Lichter verlöschen. Herr von Karajan tritt an das Dirigentenpult. Den Hänsel singt Frau Elisabeth Grümmer, die Gretel Frau Elisabeth Schwarzkopf, die Rolle der Mutter Maria von Ilosvay, die Rolle des Vaters Josef von Metternich, Anny Felbermayer singt den Sandmann, Ilse Schürhoff die Hexe ...*

Schon der Name der Mutter, »Maria von Iloschwai«, entzückte Leo und er musste diese kleine, weiche Melodie immer wieder innerlich aussprechen. Die Ouvertüre, mit den Tönen des Abendgebets beginnend und mit denselben Tönen ausklingend, diesmal aber den Choral »Wenn die Not aufs Höchste steigt, Gott der Herr die Hand uns reicht!« anstimmend, verzauberte ihn sogleich, und stundenlang saß er in den nächsten Tagen zusammen mit seiner Schwester vor dem Tonbandgerät. Bald kannten sie Text und Melodien auswendig und sangen im Duett mit. Jedes Mal, wenn Schwesterchen zur letzten Zeile des Gebets ansetzte, musste Leo leider lachen: Das »ei« in »zu Himmels Paradeisen« war einfach zu hoch für sie, und er konnte nicht anders, als an Tomaten zu denken.

Sandmann war da, lass uns den Abendsegen beten ..., aber weder die vierzehn Englein noch das Hutschen konnten das

Wort *Zögling* aus Leos Hirn vertreiben. Er fand, dass dieses Wort etwas Pflanzenhaftes an sich hatte. Dagegen hatte er eigentlich nichts einzuwenden. Es lag an der Nachsilbe -ling: Was wachsen will, verwandelt die in ein Ding, ausgeliefert an fremde Menschen ... Steckling ... Zögling ... irgendwo hineingesteckt und an den Ohren hochgezogen. Er erfand weitere Ling-Wörter: Schiebling ... Zerrling ... Hauling ... Ängstling ... und sie erschienen ihm, schon träumend, wie Namen von Pilzen. Mit Pilzen kannte er sich gut aus ... den Täubling, den Weißen, rührt niemand an ...

In dessen unterirdischem Wurzelgeflecht verästelter und weitverzweigter Fäden wandert Leo unbehelligt umher. Trottinger huscht lautlos wie ein Schatten an ihm vorbei die schmale Nebentreppe hinab, die durch alle Stockwerke führt. Trottingers filzbesohlte Internatsschuhe, in eine ganz bestimmte Position gebracht, ermöglichen ihm, die Stufen bergab zu gleiten, als wären sie die Rippen einer Waschrumpel. Leo folgt ihm mit ungelassenen Sprüngen über jeweils vier Stufen und hat Mühe Anschluss zu halten. Treppauf kann er verlorene Zeit wieder gutmachen. Atemlos landet er vor dem Schulwart. Der zückt sein rotes Büchlein und beginnt mit der Gebäudeprüfung: Wie viele Zimmer hat die Anstalt? – 289. Wie viele Kloräume hat die Anstalt? – 36. Wie viele Fenster? – 827. Ohne überlegen zu müssen, sagt er die Zahlen herunter. – Eins. Wegtreten. Leo kennt sich aus in seiner Anstalt. Er hat Paul Heiland, den Volksschulfreund, unbemerkt an der Portiersloge vorbeigeschleust und führt ihn durch das ehrwürdige Gebäude, zeigt ihm die schönen alten Steinfliesen vor dem Handarbeitsraum und den spiegelnden Parkettboden im riesigen Flur vor seinem Klassenzimmer. Auf ihm gleitet er, als wären es Schlitt-

schuhe, auf Filzsohlen dahin, dreht Pirouetten, schwebt, als wäre er schwerelos, diagonal durch den weiten Raum. Schade, sagt er zu Paul Heiland, dass du nicht auch in diese wunderbare Schule gehst.

Am frühen Morgen war Leos Vater, was alle anderen, namentlich Mutter, nicht ausstehen konnten, besonders gut aufgelegt. Er schnäuzte sich geräuschvoll, piffte fröhliche Melodien vor sich hin und hatte bereits die normale Tageslautstärke seiner Stimme zur Verfügung.

Deshalb lag Leo meistens schon wach im Bett, wenn Mutter leise die Tür öffnete, auf Zehenspitzen ins Zimmer kam und flüsterte: »Leo, aufwachen.« Das geschah immer um fünf nach halb sieben und um fünf vor sieben mussten sie, allerspätestens, losfahren zum Bus nach Wien. Mutter war eben ausreichender Schlaf eine Herzenssache. Aus dieser Fürsorge entwickelte sich ein tägliches Abenteuer, das besonders dramatisch ablief, wenn die Autoscheiben des Vauwehkäfers vereist waren. Da bestenfalls Zeit zum Wegkratzen eines schmalen Schlitzes blieb, klebte Mutters Nase an der Windschutzscheibe, was ihren Atemhauch anfrieren ließ; mit einer Hand hielt sie das Volant fest, mit der anderen, bloßen, versuchte sie ein Sehloch ins Eis zu schmelzen. Diese Hand fehlte zum Schalten, sodass Leo den Schalthebel bedienen musste. Die steil bergab führende, kopfsteingepflasterte Straße war glatt, und Leo Wien hatte schon vor seiner Ankunft in der Anstalt Herzklopfen.